Genug Zeit gefüllt …

Kommentar

Drones

Es ist klar, dass es so etwas wie Zeitgeist gibt: Themen, an denen sich Künstler*innen abarbeiten, Formate, die im Trend liegen, Kurationen, die dieses oder jenes wollen. Und es ist klar, dass es diese in verschiedenen Qualitäten gibt. Erst war etwas in der Luft, dann haben sich einzelne Personen oder Institutionen damit gezeigt und es macht die Runde, viele beschäftigen sich damit und kreieren eigene Positionen dazu, irgendwann wird es aber der Standard – und dann irgendwann arbiträr. Und an dieser Position steht gerade, das möchte ich behaupten, die Arbeit mit Drones, d. h. klanglich langanhaltenden Flächen, die sich mehr oder weniger minimal oder minimalistisch entwickeln.

Es gibt kein einigermaßen aufgewecktes Musik- und auch Kunstfestival mehr, das nicht zu großen Teilen des Programms Künstler*innen auftreten lässt, die meist mit elektronischen Mitteln ein Set von 30 bis 300 Minuten mit Klangmasse füllen, manchmal mit akustischen Bordun-Instrumenten wie der Orgel oder (Sack-)Pfeifeninstrumenten, aber meist mit Instrumenten wie der Gitarre, dem Gong oder der Arbeit mit Mikrofonierung, die mittels der Elektronik den Impuls zur Fläche geben. Es ist klar, mit den Drones will man weg von einer Materialästhetik hin zu einer Materialitätenästhetik. Weg von der komplexen Komposition mit verschiedensten Elementen, hin zum Eintauchen in eine Klangwelt, die sich ausdifferenziert. Weg vom reproduzierbaren Werk, hin zum Moment der Entstehung, das Teilen der Musik im Raum mit all den anwesenden Menschen. Die Bedeutung des Raums, das Entfalten von Zeitlichkeit. Das Sich-Berühren-Lassen, die Immersion des Klangs, die nicht mehr die Klangquelle lokalisierbar macht, sondern viel eher in den Körper eindringt. Die Lautstärke. Runter vom Stuhl, aus die Schuhe und ab auf Sitzkissen oder Matratze. Weg vom großbürgerlichen Ritual des Konzerts eben, etwas näher ran an die Publikumsstrategien avantgardistischer elektronischer Musikfestivals. Weg von der Objektivität, hin zur privativen, persönlichen Auseinandersetzung mit Musik. Einem anderen Reden über Musik, auch miteinander, in eben diesem Raum. Vielleicht sogar Rein und Raus-Gehen und mal ein Häppchen Essen dazwischen?

Ich schätze all diese Vorzüge gegenüber einem klassischen Konzert. Ich selbst arbeite an räumlichen Formaten. Aber: Was macht den Unterschied? Unabhängig davon, dass sich, wenn es lediglich halbgut gemacht ist, die Anfangspräsentation der Klangelemente in endlose Wiederholung zerdehnt und man sich heftig nach einer Abwechslung sehnt, laden Festivals doch meist eben zu Konzerten ein, in denen man schließlich auf dem Stuhl einschläft, da nun schon die dritte Künstler*in mit einem 40-minütigen Drone auftritt. Dann doch besser die Matratze. Denn die Kapazität, tief in den Klang einzutauchen, ist auch irgendwann erschöpft. Man kommt nicht

umhin dann zu denken, dass es künstlerisch recht einfach erscheint, mit einem klar umrissenen Klangmaterial eine Stunde zu füllen – und Musiker*innen bzw. insbesondere Komponist*innen werden ja oft nach Länge bezahlt! Virtuosität ist auch nicht gefragt – auch wenn sie in den eher spannenden Fällen natürlich möglich ist. Meist kann man dem elektronischen Instrumentarium und den werkenden Händen ja auch nicht das Handwerk

> Ich bin Kunst, denn ich habe mit normaler, sich entwickelnder Musik wenig zu tun.

ansehen – die Künstler*innen scheinen sich zu verstecken, dahinter. Und das alles generiert eine Idee von Abstraktheit und wenn man es böse meinen will Kunsthaftigkeit, die auf jeden Fall sagt: Ich bin Kunst, denn ich habe mit normaler, sich entwickelnder Musik wenig zu tun. Also: Der Kunstcharakter ist behauptet, viel zu einfach, denk ich.

Denn grandios wird es doch dann, wenn man sich zum Beispiel künstlerisch ambivalent und darin virtuos verhält. Diese Ambivalenz gab es vor einigen Jahren mit den Drones, aber jetzt als in den Kunst- und Musikbetrieb aufgesogenes Standardmittel um Raum und Zeit zu füllen, sollten sich Veranstalter*innen und Künstler*innen noch einmal fragen, was genau sie davon wollen. Die Frage ans Format ist in Vergessenheit geraten. Der Betrieb weiß eben, wie es läuft. Dabei kommt es auf die feinen Unterschiede an, und nicht Verwertbarkeit. Also entweder neuer Fokus oder eben was Neues! Was wäre das? Ich denke, es ist, unabhängig davon, dass noch nicht alle Fragen an den Raum gestellt worden sind (und das ganz praktisch auch nie so gewesen sein wird), das musikalische Metrum.

Bastian Zimmermann